

Nr. 198. Bromberg, den 31. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(9. Fortsetzung.) ——

„Hast du nichts zu essen mit?"

Woltmann verneinte, und der Feldwebel ging weg. Gleich darauf kam er mit einem tüchtigen Stück Brot zurück.

„So, da iß!"

Woltmann dankte, ergriff das Brot, riß ein Stück herunter und steckte es gierig in den Mund; denn er war schon gründlich hungrig. Der Feldwebel stand vor ihm und betrachtete ihn nachdenklich, während er sein eigenes Brot kaute.

„Zeig einmal deine Hände her!"

Woltmann erschrak ein wenig, dann streckte er eine Hand aus. Es war keine arbeitsgewohnte Hand, und die rauhen Eisenkanten hatten die Hand verletzt, und einzelne Finger bluteten. Aber er hatte die Geistesgegenwart zu sagen:

„Nach ein paar Wochen im Spital sind die Hände weich. Aber das ist bald wieder vorüber."

Der Feldwebel nickte und sprach dann unauffällig ein paar Worte mit Wögerer, und als die Arbeit wieder aufgenommen wurde, zeigte dieser Woltmann rasch die Arbeitsweise an den Hebeln der Maschine. Nun bohrte Woltmann, und Wögerer reichte die Werkstücke zu. Im ersten Anfang ging es zwar nicht ganz glatt. Er drückte zu stark und hätte die Bohrerspitze verbrannt. Doch Wögerer fiel ihm rechtzeitig in den Arm. Beim Durchkommen des Bohrers durch das Bohrstück drückte er ebenfalls zu stark, so daß er beinahe den Bohrer abgebrochen hätte. Wögerer hatte damit gerechnet und schlug blitzschnell die Auslösung um, so daß der Bohrer vom Antrieb nicht mehr mitgenommen wurde. Dann erklärte er ihm, daß er am Bohrgeräusch erkennen könne, wann der Bohrer am unteren Ende herauskomme, und daß man dann sofort den Druck verringern müsse.

„Sonst steht man den ganzen Tag an der Schleifscheibe und schleift zerbrochene Bohrer."

Beim fünften oder sechsten Loch hatte Woltmann die Kunst heraus und bohrte, daß es ein Vergnügen war.

Er begleitete Wögerer auch an die Schleifscheibe und ließ sich die mühevolle Kunst des freihändigen Bohrerschleifens erklären. Das war bedeutend schwieriger als das Bohren selbst, und Woltmann, der sonst mechanische Dinge rasch auffaßte, wurde nicht recht klug daraus. Vielleicht kam das auch daher, weil Wögerer die Sache nicht allzu deutlich erklärte. Endlich sagte dieser:

„Es ist wirklich gut, daß die Russen keine automatische Bohrerschleifmaschine hier haben."

Das verstand Woltmann nicht. Dazu fehlten ihm die Fachkenntnisse. Später, als er den tiefen Sinn, der hinter diesen einfachen Worten steckte, begriff, war dies eine große Überraschung für ihn.

Sie bohrten den ganzen Tag und kehrten erst am Spätnachmittag in das Lager zurück. Ungehindert und ungezählt durchzogen sie das Tor mit der russischen Wache. Diese Klippe war umsegelt, und Woltmann besah sich das neue Heim.

Er war auf dem Rückweg mit dem Feldwebel gegangen, der ihm einige Fragen nach seiner Vergangenheit stellte.

Woltmann hatte sich in der Einsamkeit des Spitals auf solche Verhöre gut vorbereitet. Stundenlang hatte er sich selbst alle möglichen Fragen gestellt und die richtigen Antworten darauf ausgedacht. Jeden Tag hatte er diese Übungen wiederholt und schließlich eine so glaubhafte Geschichte zusammengestoppelt, daß wirklich nirgends eine verräterische Lücke blieb. So konnte er alle Fragen des Feldwebels rasch und mit scheinbarer Aufrichtigkeit beantworten. Er erklärte, daß er Kraftwagenlenker gewesen sei und mit seinem Herrn bei Beginn des Krieges zu der freiwilligen Autokolonne eingerückt und einige Monate darauf gefangen genommen worden sei. Dies enthob ihn der Gefahr, ein Frontregiment zu nennen, bei dem er gedient hatte und von dem er Angehörige in der Gefangenschaft hätte wiederfinden können. Die Autokolonne selbst war natürlich dienstlich aufgeteilt worden, so daß sich die Mitglieder untereinander kaum kannten.

Der Feldwebel war von der Erzählung Woltmanns sichtlich völlig befriedigt und stand ihm weiter willig zur Seite.

Am nächsten Morgen vor dem Weggehen rief er ihn zu sich:

„Also die Sache ist in Ordnung, Erzinger. Einer von den zwei Kranken ist heute Nacht gestorben. Ich habe mit dem Schreiber in der Kanzlei der Russen gesprochen. Der ist ein Österreicher aus Lemberg. Er hat mir versprochen, daß er die Todesmeldung vom Spital abfängt und wegschmeißt. Dafür trägt er den Toten als „gesund entlassen" ein. Du heißt von heute ab also „Franz Wachtel". Merk' dir das und gib acht, daß du in den ersten Monaten nicht krank wirst! Sonst kommen sie im Spital auf den Schwindel, und wir fliegen alle herein."

Woltmanns Übergang ins neue Leben war gelungen.

In der Arbeit machte er rasch Fortschritte. Bald waren seine Hände hart und rauh so wie die der anderen. Die Bohrmaschine, die ja die einfachste Maschine zur Metallbearbeitung ist, kannte er bald in- und auswendig. Nur mit dem Bohrerschleifen ging es nicht so rasch. Es schien, als ob Wögerer ihm nur ungern Erklärungen darüber gebe. Auch ließ er ihn selten Bohrer selbst schleifen. Außerdem bearbeitete er die nach, welche Wachtel geschliffen hatte.

Dieser fühlte, daß hier etwas dahinter steckte. Er dachte lang darüber nach und fragte andere, die auch das Bohrerschleifen verstanden. Aus ihren Antworten leitete er sich die Regeln des Bohrerschliffs ab. Eine davon war, daß die Spitze des Bohrers nach dem Schleifen immer genau in der Mitte stehen mußte, sonst war der Bohrer fehlerhaft geschliffen. Aber bei allen Bohrern, die Wögerer schliff, stand die Spitze etwas neben der Mitte. Warum? Wachtel zerbrach sich den Kopf darüber. Eines Tages nahm er die Schubleere und maß den Innendurchmesser des gebohrten Loches nach. Es war mit einem achtzehn Millimeter-Bohrer gemacht, hatte aber beinahe einundzwanzig Millimeter Durchmesser.

Wögerer bemerkte es und fuhr ihn zum ersten Male scharf an.

„Was tust du da? Willst du spionieren?"

Wachtel sah ihn verblüfft an, dann schoß wie ein Blitz die Erklärung der Sache durch seinen Kopf. Er senkte den Kopf und sagte gleichgültig

„Vor mir brauchst du keine Angst zu haben. Ich verrate keinen Kameraden."

Und beide arbeiteten ruhig weiter. Wachtel aber wußte nun, daß Wögerer das Werk absichtlich sabotierte. Er bohrte wohl mit den vorgeschriebenen Bohrern, schliff diese aber exzentrisch, so daß sie viel zu große Löcher ergaben. Wenn dies auch am Endergebnis der Arbeit wenig änderte, so war diese doch lange nicht so genau, wie sie hätte sein können und müssen. Die Teile saßen dann lockerer aufeinander, es war Spielraum darin, und die Stöße der Bewegung sorgten für eine rasche Abnutzung. Noch wußte Wachtel nicht ganz genau, welche Beweggründe Wögerer leiteten. War es Vaterlandsliebe oder Rache wegen erlittener Unbill oder nur der allgemeine Haß gegen die kriegführenden Klassen? Letzten Endes war ihm dies auch gleichgültig. Sabotage wirkte zerstörend; also gefiel sie Wachtel. Sabotage gegen den Krieg konnte den Krieg verkürzen. Das paßte in Wachtels Kram! Außerdem sprach ja kein Grund dafür, daß er sich mit Wögerer verfeindete, der ein guter Freund des Feldwebels war. Im Gegenteil, er brauchte sie ja beide.

Den nächsten Bohrer, den er schliff, schliff er schon deutlich exzentrisch. Wögerer sah ihn an und nickte befriedigt.

„Der is' gut! Mit der Zeit lernst du's schon!"

„Das hättest du mir längst schon sagen können!"

„Wer kann denn einem Neuen an der Nase ansehen, wieviel's geschlagen hat?!"

Damit war der Zwischenfall erledigt.

In der Mittagspause sah Wachtel, wie Wögerer mit dem Feldwebel eine Zeitlang sprach und wie dieser anerkennend zu ihm hinüberblickte.

Seit jener Zeit hielt Wachtel seine Augen offen. Von den komplizierten Maschinen verstand er ja wenig. Aber seine beiden neuen Freunde gaben ihm willig jede gewünschte Aufklärung. Sie stellten ihn nun auch bei anderen Maschinen ein, und langsam durchlief er so einen völligen Lehrkursus. Das schwierigste war die Drehbank. Aber Wachtel begriff rasch.

Und er begriff auch, daß sich das, was er an der Bohrmaschine bemerkt hatte, in mehr oder minder deutlicher Weise an allen anderen Maschinen wiederholte. Noch übersah er die Zusammenhänge nicht klar. Aber die Tatsachen sah er.

Es war, als ob sich unter der ganzen Zahl der Kameraden ein kleiner Kreis von Rädelsführern befinde, deren Ziel es war, so unauffällig, aber auch so gründlich wie möglich den Wert der Arbeitsleistung sinken zu lassen. Dabei half ihnen der große Rest der Leute ebenso unbewußt wie willig mit.

Sie haßten die Russen, sie haßten den Krieg und hatten wenig Achtung vor dem Können der russischen Fachleute. Die Kontrolle war oberflächlich und ungenau, und wenn schon einmal ein allzuschlechtes Stück beanstandet wurde, dann sprang der Feldwebel ein, der schon ganz gut russisch radebrechte und erfann mit außergewöhnlichem Geschick eine stichhaltige Ausrede.

Einmal stand eben einer seiner Kameraden an der mit höchster Geschwindigkeit sich drehenden Schleifscheibe und schliff einen Fräser, während Woltmann-Wachtel selbst seitlich hinter ihm mit dem Bohrer in der Hand auf das Freiwerden der Maschine wartete. Plötzlich ein Schlag, und die Schleifscheibe sprang in Stücke, die mit der vollen Gewalt der Drehung hinausgeschleudert wurden.

Der Mann an der Scheibe stürzte mit einem gellenden Schrei schwer verletzt zusammen. Wachtel fühlte einen brennenden Schmerz im Gesicht und taumelte zurück. Ein abprallendes Stück des Steines hatte ihn getroffen. Von allen Seiten liefen die Leute zusammen. Wögerer und der Feldwebel halfen, so gut sie konnten, Ordnung in den Tumult zu bringen. Im ersten Augenblick sah es aus, als ob ein Auge Wachtels verloren sei. Beim Abwaschen des Blutes aber zeigte es sich, daß ein scharfkantiges Stück ihm mit großer Gewalt quer über das Gesicht geschnitten hatte. Der Schnitt begann auf der linken Wange und lief nach rechts steil über den Nasenrücken in die Stirnhaut. Es war eine häßliche, tiefe Fleischwunde, die Nasen- und Stirnbein bloßlegte. Glücklicherweise war auf der Station ein Arzt anwesend, der sofort zu Hilfe kam.

Dem Mann an der Schleifscheibe gab er einen Notverband und ließ ihn ins Spital schaffen, wo dieser später dann an Blutvergiftung starb. Wachtels Wunde reinigte er, holte einen kleinen Splitter des Nasenbeins heraus und vernähte sie. Darauf legte er einen Notverband darum, und zum zweiten Male in seinem Leben trug Wachtel einen Verband, der ihm beide Augen bedeckte. Die Heilung nahm einen normalen Verlauf, so daß er nicht ins Spital gebracht werden mußte. Nach Abnahme des Verbandes blieb eine starke Narbe zurück, die mit der Zeit wohl etwas schwächer wurde und verblaßte, aber doch sehr deutlich sichtbar war. Die Verletzung des Nasenbeins hatte eine leichte Verformung der Nasenlinie zur Folge, und als Wachtel sich später wieder einmal im Spiegel besah, stellte er mit grimmigem Vergnügen fest, daß das Schicksal alles getan hatte, um ihm ein anderes Aussehen zu geben. Die Narbe entstellte ihn nicht unbeträchtlich. Der Nasenrücken hatte einen leichten Höcker, zwischen den beiden Augenbrauen zog sich ein Narbenwulst hin, und die rechte Augenbraue war etwas höher gerückt als die linke. Wachtel war nun ganz sicher, daß keiner seiner früheren Kameraden aus dem Offizierslager ihn erkennen konnte. Diese Gefahr war also auch erledigt.

XII.

Überraschende Enthüllungen.

Zwischen Wachtel, Wögerer und dem Feldwebel hatte sich eine Art Freundschaft entwickelt, soweit dies bei dem zurückhaltenden, menschenscheuen und mißtrauischen Wachtel überhaupt möglich war.

Eines Tages sah Wachtel, daß Wögerer einige Hände voll Sand einsammelte und dann den Sand in kleinen Mengen — etwa in der Größe einer Walnuß — sorglich in dünnes Papier verpackte. Das Papier riß er aus einem alten Kopierbuch. Solche alte Kopierbücher bekam man auf dem Omsker Abfallmarkt gegen ein paar Kopeken, und die Leute hatten sie nach Hause geschleppt, weil sich das Papier ganz gut zum Zigarettendrehen verwenden ließ.

Wögerer aber machte Sandballen davon und steckte sie ein, als ob sie ein kostbares Gut seien. So gleichgültig und teilnahmslos Wachtel auch war, die Sache wunderte ihn doch. Der Feldwebel kam zufällig auch hinzu und schien gar nichts Auffälliges darin zu sehen. Beim Weggehen fragte ihn Wachtel um die Bedeutung der Sache.

„Diese Ballen sind für die Schmierlager der Waggonachsen bestimmt. Sobald ein Wagen fertig repariert und bereit zum Abliefern ist, läßt Wögerer so einen Ballen in die Schmierdose fallen. Der Sand verteilt sich im Lager, und die Achse läuft heiß."

„Und kommt man da nicht sofort darauf?"

„Das ist nicht so einfach. Die Sandballen sind in dreifaches Papier gedreht. Das Fett löst das Papier lange nicht so schnell auf wie Wasser. Das dauert schon eine Zeit! Gewöhnlich muß der Wagen ein paar Stunden laufen, bevor der Ballen durch das Stoßen zerrüttet ist. Dann dauert es noch ein paar gute Kilometer, bis das Lager warm ist und der ganze Zug stehenbleiben muß. Wer soll dann feststellen, wie der Sand in das Lager gekommen ist?"

Wögerer war sicher ungebildeter als der Feldwebel, aber er war raffiniert beim Erfinden von unauffälligen Zerstörungsweisen. Er war ein geschickter Arbeiter und ein verbissener Sozialdemokrat. Der Russenhaß hatte verschiedene Gründe bei ihm. Einerseits verfolgten die Russen die Sozialdemokraten, andererseits behandelten sie die Gefangenen allesamt elend, und endlich waren sie minderwertige Mechaniker. Das letzte wog sehr schwer in den Augen Wögerers.

Eigentlich war es erstaunlich, daß zwischen ihm und dem Feldwebel sich so ein gutes Verhältnis entsponnen hatte; denn der Feldwebel war kein Sozialist. Das wußte Wachtel, da er sie ein paarmal über politische Lehren hatte streiten hören.

Der Feldwebel war ein ganz eigenartiger Mensch, der, wenn man ihn näher kennenlernte, manche Widersprüche aufwies. Er hieß Josef Hinterhalter, kam aus der Steiermark, war Berufssoldat, kräftig gebaut und hart in seinen Ausdrücken. Er konnte saugrob werden, was bei einem

Feldwebel ja nicht gerade auffiel. Aber es schien ihm nicht von Herzen zu kommen. Unter der harten Schale war er gutmütig. Das hatte Wachtel selbst schon öfters erfahren. Außerdem besaß er einen tüchtigen Schuß natürlichen Hausverstandes. Seine geistige Überlegenheit war unbestritten und begründete weit mehr als seine Stellung als Feldwebel die Macht, die er über die anderen ausübte. Dabei war er körperlich sehr stark, und wenn es unbedingt nötig war, so scheute er sich nicht, seine Kraft auch zu benutzen, ohne aber zum Tyrannen zu werden. Eigentlich war er ein ganz wertvoller Mensch und zwang den andern Achtung ab.

Wachtel, der für nichts besonderes Interesse fühlte, dachte auch nicht über ihn allzu lange nach. Überraschend wurde die Sache für Wachtel erst, als er einmal ganz zufällig ein Buch in der Hand Hinterhalters sah, das dieser rasch zuklappte, als Wachtel sich näherte. Dabei entglitt es ihm und fiel auf den Boden, wo es liegen blieb, daß die Titelseite offen stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wette des Lord Deicester.

Eine Gaunergeschichte von Kurt Thiergen.

„Wetten wir!"

Als Lord Deicester diese Worte über den Tisch hinweg seinem vis-à-vis, dem Juwelier Harther, zurief, verstummten die Gespräche wie auf Kommando. Alle waren neugierig, da Lord Deicesters „verrückte" Wetten stets der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit waren und man auch heute sofort etwas Neues, Nochniedagewesenes witterte. „Ich wette", rief er, „daß Sie, selbst bei ganz unerhörter Beobachtung, von einem ideenreichen Gauner beschwindelt werden können und daß sich dieser Beweis innerhalb eines halben Jahres erbringen läßt!" —

„Von wem?" fragte Harther und Lord Deicester entgegnete, daß das ganz nebensächlich sei und die Hauptsache doch nur der Gegenstand der Wette wäre, nämlich: 1000 Pfund gegenseitig.

Harther lächelte geringschätzig und putzte lange an seinem Klemmer. Dann setzte er ihn wieder umständlich auf, sah sein Gegenüber über den Klemmer hinweg an und rief:

„Gemacht!" —

Harther engagierte sofort einen gewiegten Detektiv, dem nichts als die Überwachung des Ladens oblag. Er konnte sich diese Ausgabe leisten, da sein Geschäft durch das Bekanntwerden der Wette geradezu populär geworden war. Er machte glänzende Geschäfte, betrachtete aber jeden ihm unbekannten Käufer von vornherein mit Mißtrauen.

Eines Tages nun erschien ein eleganter älterer Herr, welcher für seine Gattin ein Geburtstagsgeschenk suchte. Nachdem er alle Schätze, die Harther ihm vorgelegt, beiseite geschoben hatte, erhob er sich und griff nach seinem Hut. „Mr. Harther", sagte er, „ich bin enttäuscht! — Derartiges Zeug da, kann ich bei jedem Provinzjuwelier kaufen, dazu brauche ich mir nicht erst die Mühe zu machen, nach London zu kommen."

Der Juwelier warf seinem Detektiv einen Blick zu, worauf sich dieser von seinem Beobachtungspunkt aus fast eine Überreizung der Sehnerven zuzog.

„Einen Augenblick", rief Harther, bevor sich der Besucher zum Gehen wandte. „Ich werde Ihnen noch etwas zeigen, was ich seines hohen Preises wegen in der Regel gar nicht vorlege, denn nur ein Krösus kann sich den Kauf leisten."

Während er sich umwandte, um aus einem Panzerschrank das in Rede stehende Kleinod zu holen, rührte sich der Herr nicht von der Stelle. Er sagte nur etwas spöttisch: „Na — na, so schlimm wird's wohl nicht sein! Ich bin zwar nicht reich, aber ein paar tausend Pfund habe ich für den Zweck ausgeworfen." Und als nun Harther einen wunderbaren, bläulich schimmernden Diamanten vorlegte, da entfuhr ihm ein bewunderndes: „Nicht übel!"

„Was? Nicht übel?" schrie der beleidigte Juwelier. „Ich sage Ihnen, es dürfte schwer werden, ein gleich schönes Exemplar zu finden! Feuer! Schliff Ton —"

„Weiß ich! Weiß ich! — Nur keine Aufregung, lieber Mr. Harther. Was kostet der Stein?" Er verschlang den herrlichen Stein förmlich mit den Blicken und unterbrach den Redeschwall des Händlers, der ihm alle Vorzüge des Diamanten in das rechte Licht rücken wollte, ungeduldig: „Ich habe nach dem Preise gefragt! Daß der Stein perfekt ist, brauchen Sie mir nicht erst zu sagen. Ich bin zufällig selbst Kenner."

Der andere überlegte einen Moment, dann platzte er heraus: „3000 Pfund!"

Der Käufer legte den Stein hin und griff nach seinem Zylinder. „Ich zahle Ihnen bar 2600 Pfund, damit basta!"

Harther gab nach einigem Zögern nach; als jedoch der andere wünschte, daß der Stein in sein Hotel gesandt werden sollte, wo er die Summe dem Überbringer sofort auszahlen werde, wurde er mißtrauisch und sagte, daß er persönlich leider verhindert sei, die Kommission auszuführen, und daß er andererseits ein derartiges Objekt keinem Angestellten anvertrauen könne. Mr. Monckton — er hatte seinen Namen genannt, zwinkerte belustigt mit den Augen und rief: „Mißtrauen, — eh? — Soll ich Ihnen einen Scheck geben?"

Harther fiel das Herz hinunter! Das schöne Geschäft. Sollte es daran scheitern? Aber einen Scheck nahm er nicht, darauf fiel er nicht herein. „Pardon, Sir, der Preis ist gegen bar!" sagte er höflich, aber bestimmt.

„Oh, wenn Ihnen das lieber ist! Ich fürchte nur, daß ich nicht soviel bei mir habe." Mr. Monckton blätterte in seiner bauschigen Brieftasche und brachte schließlich mit Hilfe einiger Goldstücke die ganze Summe zusammen. „So", sagte er, „da ist der Mammon, — ihr Juweliere seid aber doch schrecklich mißtrauisch. In jedem Menschen wittert ihr einen Gauner! Jetzt schicken Sie mir den Stein sofort ins Carlton Hotel."

Harther glänzte vor Freude, als er von der Tür zurückkam. Er hatte seinem Kunden höchstselbst das Geleite gegeben. Den Stein schickte er aber nicht früher, als bis ihm die Bank die Echtheit der Noten bestätigt hatte. Man kann nie vorsichtig genug sein.

Einige Monate waren vergangen, als eines schönen Tages Mr. Monckton wieder den Laden betrat. Diesmal wurde er vom Besitzer mit außerordentlicher Zuvorkommenheit begrüßt, und als er nun gar das Objekt seines Besuches genannt hatte, nämlich den Wunsch, ein Pendant zu dem früher gekauften bläulichen Diamanten zu kaufen, stieg Harthers Hochachtung gewaltig.

„Gewiß", entgegnete er, „die Möglichkeit besteht, daß ein ähnliches Exemplar zu finden ist. Aber, um dieses zu erwerben, braucht man erstens Zeit und zweitens — Geld. Denn sobald die Kollegen erfahren, daß man ein ganz bestimmtes Geschäft im Auge hat, fordern sie einfach Liebhaberpreise."

Das leuchtete Mr. Monckton ein. Er war aber bereit, 4500 Pfund für ein gleich schönes Exemplar zu zahlen. Harther bedauerte, daß er den Stein nicht als Vorlage haben konnte, aber Monckton meinte, daß sich derselbe im Besitze seiner in Indien weilenden Frau befände, und daß er sie mit dem Pendant überraschen wollte. Wenn also Harther nicht imstande sei, ohne Vorlegung des Diamanten das Geschäft zu machen, so müsse er denn davon absehen. Der Juwelier beeilte sich, seine Bereitwilligkeit und Fähigkeit zu betonen. Wenn man jahrzehntelang mit Edelsteinen handelte, so könne man sich jedes nur einmal gesehenen, ungewöhnlichen Solitärs so genau erinnern, daß man ihn unter tausend ähnlichen herausfinden würde.

Mr. Monckton betonte, als er das Geschäft verließ, daß er in zirka vier Wochen nach Indien reisen und den Stein mitnehmen möchte.

Harther machte nun die unangenehme Entdeckung, daß er trotz aller Mühe, er fuhr persönlich nach Amsterdam und Paris, um in den Diamantenzentren nachzuforschen, — keinen absolut gleichen Stein finden konnte. Schließlich, der Monat war beinahe zu Ende, fügte er sich resigniert in das Unvermeidliche und verzichtete schon auf das seine Geschäft. Da wurde er unerwartet von einem bekannten Pariser Juwelierhändler telephonisch angerufen. Dieser machte ihm die Mitteilung, daß er glaube, den gewünschten Zwillingsdiamanten gefunden zu haben. Er schicke heute sowieso einen seiner Leute geschäftlich nach London und

würde diesem den Stein mitgeben. Der Preis sei 4000 Pfund gegen Kasse. Anders könnte er es nicht tun.

Harther drückte seine Zweifel aus, daß der Diamant wirklich das Pendant sei, aber da kein Risiko damit verbunden war, hatte er nichts dagegen, daß ihm der Stein vorgelegt wurde. Wie üblich, bestätigte er am selben Tage schriftlich sein telephonisches Gespräch, indem er an den Pariser Händler einen Brief schrieb, worin die eventuellen Kaufbedingungen festgelegt waren.

Am nächsten Morgen, er hatte sein Geschäft kaum betreten, kam auch schon der Franzose, und fünf Minuten später war der Kauf erledigt. Harther hatte auf den ersten Blick gesehen, daß der angebotene Diamant in Schliff und Färbung, wie in allen anderen Details dem Moncktonschen völlig glich.

Sofort als der junge Mensch mit der Kaufsumme den Laden verlassen hatte, telephonierte Harther nach dem Carlton Hotel, um Mr. Monckton von dem glücklichen Zufall zu unterrichten. Wie staunte er aber, als man ihm sagte, daß dieser Herr vor einer Viertelstunde seine Rechnung bezahlt habe und abgereist sei. Ihm ahnte Furchtbares.

Und als nun gar noch ein Telegramm aus Paris anlangte: „Telephongespräch hierseits unbekannt. Vorsicht — Schwindel," — da knickten ihm die Knie einfach zusammen und er mußte sich setzen.

In dieser Situation traf ihn Lord Deicester an, der ihm zurief: „Na, Harther, wie geht's? Ist Ihnen was Menschliches passiert?" — Der arme Juwelier erzählte ihm, daß er allerdings fürchte, einem ganz gerissenen Gauner aufgestoßen zu sein. „Eins kann ich nur nicht verstehen", sagte er kopfschüttelnd, „worin der Trick liegt. Der Diamant hier ist doch zweifellos so echt, wie — —"

„Die 4000 Pfund, die Sie für einen Stein bezahlten, den Sie kurz vorher für 2600 verkauft haben! Merken Sie's — Mr. Harther, die 1000 Pfund sind fällig! — Aber beruhigen Sie sich, die Sache war mein Werk! Ich schicke Ihnen Ihren Verlust nach Abzug der Wettsumme sofort ein. Sie sehen, der Gescheiteste kann reinfallen. Diesen Beweis wollte ich nur erbringen!"

Das Erbbegräbnis.

Skizze von Eilhard Erich Pauls.

Es muß erzählt werden, warum der Herr von Trieplatz sich ein eigenes Erbbegräbnis bauen ließ.

Als es ihm nämlich zum ersten Mal widerfuhr, war er ehrlich betrübt gewesen, beim zweiten Mal haderte er mit seinem Herrgott. Aber als ihm auch seine dritte Frau starb, fing er an, die Sache gewohnt zu werden. Er ließ sie begraben und gab dem Schulmeister von Trieplatz zum dritten Mal den Befehl, seine Jungen die Nummer 351 des märkischen Gesangbuches singen zu lassen: Lobe den Herrn, o meine Seele! Das war schon gesungen worden in tiefer Betrübnis, als ihm seine geliebte erste Frau, eine geborene von Platen, starb. Das hatte man gesungen wie ein Trutzlied gegen den alten Herrgott beim Tode seiner zweiten Frau, einer von Jürgaß. Und das begann nun eine gepflegte Gewohnheit zu werden, als er die geborene von Hagen aus dem Dorf Trieplatz heraus nach dem Dorf Tramnitz geleiten mußte, wo auf dem Stammgut der Familie, das sein Bruder innehatte, das Erbbegräbnis alles sammelte, was den Namen Rohr trug. Ein Jahr lang, genau ein Jahr trauerte Georg Moritz von Rohr auch um die geborene von Hagen. Dann zog er die Uniform an, die er in der Schlacht bei Prag getragen hatte, rüstete den Galawagen, ließ zwei Läufer voran laufen und begab sich auf seine vierte Brautfahrt.

Nach Tornow ging zuerst die Reise, und da die Damen von Tornow genau wußten, daß die geborene von Hagen nun schon ein Jahr im Tramnitzer Erbbegräbnis ruhte, so waren sie seit dem frühen Morgen in hellem Aufruhr. Denn sie wußten, daß Georg Moritz von Rohr nun um ihre Hand anhalten werde, genau dem Alter und der Reihe nach, wie er das nun schon dreimal getan hatte und wie auch das gepflegte Gewohnheit geworden war. Denn die Herrinnen von Tornow, die Henriette, Jeanette, Babette von Bruhn, des Herrn von Rohr Kusinen, besaßen Geld. Sie hatten sich alle in ihre Gala geworfen, denn sie waren keine törichten Jungfrauen mehr, die es verabsäumten, den Bräutigam zu empfangen. Jettchen hatte die Malschürze umgetan, die fleckigste und öligste, die sie finden konnte, und kleckste an dem buntesten Blumenbild. Nettchen saß den ganzen Morgen am Spinett und sang die gefühlvollsten Lieder. Aber Bettchen hatte bloß ihr schönstes Kleid angezogen und las in den Idyllen des Salomon Geßner. Es war ja nicht bloß des Geldes wegen, daß Georg Moritz seine Brautfahrt mit dem Golgathagang nach Tornow zu beginnen pflegte. Diese drei Kusinen Jettchen, Nettchen und Bettchen gehörten so zur Familie, daß man ihnen seine Reverenz erweisen mußte. Und seine Werbung, nun zum vierten Mal angebracht, war durchaus ernst gemeint. Schwierig blieb nur die Auswahl unter den dreien, da man sie nicht alle auf einmal heiraten konnte, was eigentlich nötig gewesen wäre.

Jettchen wappnete ihre Jungfräulichkeit mit Grobheit. „Ich will Seine Frau nicht werden, Hauptmann", schalt sie. „Ich will noch lange leben."

So ließ er sich gehorsam der zweiten Schwester melden. Aber Nettchens gutes Schwesternherz floß über. „Ich muß für die Ehre danken, Vetter", flötete sie. „Ich will dem Glück unseres Nesthäkchens nicht im Wege stehen."

Das Nesthäkchen schaute tränenerfüllt von den Liebeserklärungen Myrtills auf und legte ihr Herz auf den Opferaltar. „Georg Moritz", seufzte Bettchen. „Ich kann nicht. Ich kann die Schwestern nicht allein lassen. Vielleicht das nächste Mal, Georg Moritz."

Nun war Jettchen versöhnt und Nettchen zufrieden und Bettchen fühlte dankbar. Dem Vetter, der schon seinen Galawagen besteigen wolle, sandten sie die Einladung zum Mittagessen nach. Die wurde angenommen, denn daß dieses Mittagessen vorbereitet war und auf dem Programm stand, wußte man.

Also konnte sich Georg Moritz von Rohr erst nach genossenem Mittagsschläfchen daran begeben, seine Brautfahrt fortzusetzen, und verlobte sich mit einer geborenen von Putlitz. Sie wurde seine vierte Frau.

„Ich wünsche von Herzen Glück", schrieb der Bruder von Tramnitz, in dessen Erbbegräbnis bereits die Gebeine von drei brüderlichen Ehefrauen ruhten, „aber ich muß Dir leider mitteilen, daß für diese vierte Frau kein Platz mehr in dem Rohrschen Erbbegräbnis sein wird."

Georg Moritz war wütend. Er ließ noch am selben Abend drei Leiterwagen anspannen und nahm Knechte genug mit. Bei Dunkelheit machte er sich auf den Weg. Um Mitternacht war er in Tramnitz. Aber Georg Moritz, der die Schlacht bei Prag als Hauptmann mitgefochten hatte, fürchtete sich auch um Mitternacht nicht. Er ließ die Steinplatte von dem Erbbegräbnis heben. Er stieg selber hinunter und bezeichnete die Särge. Wenn ihm und seinen künftigen Frauen so unbrüderlich das Gastrecht gekündigt wurde, dann sollte keine davon im Tramnitzer Erbbegräbnis ruhen. Er führte seine Särge zurück. Und an der Mauer der Trieplatzer Kirche ließ er eine Grube ausgraben, die groß genug war.



*** Möglichkeiten.** Frau Sparsam schleppt einen Mantel aus der guten alten Zeit zum Schneider:

„Können Sie mir den wundervollen Mantel nicht umarbeiten?"

Aufmerksam besichtigt der Schneider das Museumsstück:

„Nein, aber wir können Ihnen an die Knöpfe einen neuen Mantel nähen!"

*

*** Anatomische Kenntnisse.** Minna hat sich stark erkältet. Sie hat Stiche in der Brust. Der Arzt untersucht sie.

„Nun, liebes Kind, wo tut es Ihnen denn weh?" will der Doktor wissen.

Da deutet Minna auf die Rippen: „Da, Herr Doktor, da so zwischen den Koteletts!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.